

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 20. November 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 13.

Das Leben.

Wie ist das Leben bitter arm!
Für so viel Liebe, so viel Harm,
Für so viel Freude, trüb verbracht,
Für so viel Nächte, schöner durchwacht:
Ein Gruß aus Tränen leis und matt,
Ein Druck der Hand, ein Rosenblatt.

Und doch — die Welle schwillt und treibt,
Wer ähnt, was kommt? wer weis, was bleibet?
Ob mir nicht nach der Tag gerüht,
An welchem mich allein bedrückt
Die weisse Rose tief im Schein
Und jener Tränen Widerschein!

Fräulein Weckuhr.

Humoreske von Julius Knopf.

Lotte Gerite war ein hübsches, blondes Mädel von zwanzig Jahren. Schlanke, gewachsene, großzügige und lebenswütig, war sie der Liebling des kleinen Kreises, in dem sie verkehrte. Und da Lottes Eltern sich einer gewissen Wohlhabenheit erfreuten, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich eiliche junge Leute um die Hand des hübschen Mädchens bemühten.

Aber von all den Konkurrenten gelangten nur zwei Bewerber in die engere Wahl: Oskar Lindemann und Richard Wiegand. Beide waren sie in jeder Hinsicht solide und respektabel, beide geeignet, eine Frau glücklich zu machen. Doch so sehr sich diese eifrigen Bewerber in den beregten Punkten glücken, so unähnlich waren sie in ihrem Wesen. Lindemann offen, geradezu, feierlich, ein wenig burlesk in seinen Manieren, Wiegand geschmeidig und geleckt, sehr sensibel und streng die Formen haltend. Wenn er sah, daß jemand bei Tisch das Messer in den Mund führte, so wurde er trüblich, und wenn sein Tafelnachbar gar laut schmatzte, so konnte er zur Kaffezeit gebracht werden.

Diese Untugenden besaß die wohl-erzogene Lotte natürlich nicht. Sie wußte sich zu benehmen, machte in Gesellschaft eine gute Figur und war ganz die Dame aus gebiegender Hause. Aber eine unangenehme Eigenart hatte sie, die alle anderen Bekannten zwar gern hinnahmen, sie als Ausfluß ihres lebhaften Temperaments betrachtend, die gerade Wiegand jedoch höchst unangenehm berührte. Lotte erfreute sich nämlich einer überaus fröhlichen, ungenügenden Uebermaß an Robustheit machte sich in ihrer Stimme bemerkbar.

Fräulein Lottes Organ war unheimlich laut, sie sprach stets so lärmend, wie wenn sie ins Telephon hinein-sprechen wollte — was ja ganz verfehlt ist, aber von den meisten so gemacht wird — und diese, ihre voll-tönende Sprache, die einen Normal-menschen aus dem tiefsten Schlaf zu reizen vermochte, hatte der lebhaftesten jungen Dame den Spitznamen „Fräulein Weckuhr“ gegeben.

Sie wußte es und ärmte sich darüber. Mein Gott, sie war nun einmal so von der Natur geschaffen und konnte sich doch nicht mehr ändern.

Dieser Meinung war Richard Wiegand durchaus nicht. Im Gegentheil, er gedachte, ihr den Fehler, der ihm gräßlich erschien, abzugewöhnen. Sie sollte nur erst mit ihm verlobt sein, dann wollte er sie schon zu einer ruhigeren Sprechweise erziehen.

Einige Monate gingen wieder ins Land. Richard Wiegand und Oskar Lindemann liefen nach wie vor Sturm auf das Herz des Fräulein Weckuhr und, wie so oft im Leben, siegte auch diesmal diplomatische Geschmeidigkeit über frische Verheißung. Und an einem schönen Sonntag feierte man bei Gerites Lottes Verlobung mit Herrn Wiegand.

Es ging hoch her, der alte Gerite ließ sich das Verlobungsfest seiner einzigen Tochter kosten; — sogar Setz, deutscher natürlich — das war man seinem Patriotismus schuldig — ward getrunken, und Lotte sprach und freute sich und tollte noch lauter, denn gewöhnlich. Nur einer blieb still, der arme Lindemann, der einfach in einem Winkel saß und ein Glas Sekt nach dem andern trank, bis er, kurz vor dem Stadium absoluter Benümmungslosigkeit, in ein kleines Nebenzimmer wankte, sich auf's Sopha warf und in den grauen Morgen hineinschlief.

Der moralische und physische Lagen-jammer, der ihn am andern Tage packte, soll nach den Aussagen ver-lässlicher Augenzeugen Mittelde erregt gewesen sein.

Bereits eine Woche nach seiner Verlobung begann Richard Wiegand mit seiner Erziehungsmethode bei seiner Braut, die im Uebrigen durchaus nicht so ärtlich war, wie er es erwartet hatte. Um einen Ruf von ihr zu erlangen, mußte er sich auf's Bitten

verlegen. Eine Sprödigkeit, die er zwar sehr schätzte, aber dennoch nicht seinem Geschmack entsprechend fand. Er sagte sich ganz richtig, daß ein Mädchen, das sich von ihrem Bräutigam erst die Klippe erbetteln läßt, entweder sehr wenig für ihn fühlen oder sehr raffiniert sein müsse. Das letztere jedoch war Lotte keineswegs; das stand bombensicher.

Hieß es also in den sauren Apfel der Sprödigkeit beißen und den gestitteten Bräutigam martiren. Dafür indessen wollte er sich schädlos halten, indem er ihr wenigstens die unangenehme, laute Sprechweise abgewöhnte, und zwar so schnell als möglich.

Als korrekter Mann und logisch denkendes Individuum ging er gleich-mäßig und konsequent zu Werke. So wie Lotte sich von ihrem Tempera-mento hinreißen und ihr Organ fortif-feren erlösen ließ, so fuhr er, eine arme Duldermiene aufsetzend, mit der manufakturten Reden nach dem tadel-losen frisirten Schädel und sprach mit wehleidigen Akzenten: „Ach, liebe Lotte, wenn ich bitten darf, etwas leiser. Mein Kopf schmerzt mich, und wenn Du ein so träftiges Stimmmaterial entwickelst, dann rumort es in meinem armen Haupt, wie wenn tausend Eisenhämmer darin losläsch-ten. Wenn Du mich lieb hast, so be-schneide ich Dich, bändige Dein wohl-lautendes Organ, sprich piano. Mög-lich pianissimo.“

Anfänglich hatte Lotte, in ihrer harmlosen Gutmütigkeit, den armen Bräutigam ob seiner Kopfschmerzen bedauert und ihre Stimme gedämpft, so viel sie es vermochte. Laut genug klang sie doch immer.

Als sein Begehren sich jedoch wie-derkholte und sein Kopfschmerz in Permanenz erklärte zu sein schien, wurde Lotte ungeduldig. Herr des Himmels, die gütige Vorsehung hat-te sie doch mit einem träftigen Organ begünstigt — da war doch nichts mehr zu ändern. Im Flüßerton zu spre-chen, wie es ihr sensibler Herr Bräu-tigam verlangte, vermochte sie nicht. Er mußte sich eben daran gewöhnen, und wenn es sein empfindlicher Kopf nicht vermochte, na, verlobt ist noch lange nicht verheiratet. Schließlich, Richards ewige Schulmeisteri, die auf die Schonung ihrer Stimm-bänder hingielte, war denn doch auf die Dauer unerträglich. Wenn sie bedach-te, daß dies ein ganz langes Leben hindurch so weitergehen sollte nein, da wurde ihr ganz schwarz zu Muthe.

Da war der Lindenmann doch ein ganz anderer Mensch. Der zeigte sich entzückt, und wenn sie noch so laut sprach, und wenn er sie Fräulein Weckuhr nannte, das klang immer so lieb und zärtlich, hatte nicht den iro-nischen und tadelnden Beigeschmack, den ihr Verlobter in diesen Spinn-netzen legte. Und Oskar Lindemann's Bild tauchte verlockend vor ihr auf. Ein hübscher, ein stiller, ein frischer und sozialeser Mensch, wenn er auch Handschuhnummer achtund-einhalb hatte.

Diese Gedanken waren just an dem heutigen Tage, da sie das Fest ihres Erscheinens auf dem Erdball feierte, in verklärtem Maße gekommen. Am Abend zuvor hatten Richards's Eltern dem Brautpaar zu Ehren ein Souper gegeben, auf dem es höchst feierlich und gemessen zugegangen war. Denn ein stolzer Kanzleirath und ein Pastor hatten die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart beehrt. Lotte, in ihrem trotzigem Selbstgefühl, hatte sich zwar nicht durch diese hohen Herren in ihrer lauten Lustigkeit betreten lassen, aber behaglich war ihr dabei trotzdem nicht zu Muthe gewesen. Richard hatte ihr Blide zugeworfen — Die Farnesröthe schoß ihr in die frischen Wangen, wenn sie nach daran dachte.

Da klingelte es. Richard erschien auf der Bildfläche, ein Bouquet in der Hand. Er gratulirte und über-reichte ihr die Blumen. Dann ent-nahm er seiner Tasche ein Schmutz-stück.

Er öffnete es, eine Brillantstoffsche funkelte prächtig.

Richard räusperte sich. „Liebes Kind, ich habe mir er-laubt, diesen kostbaren Schmutz für Dich zu kaufen und hoffe, daß Du in Deinem neuen Lebensjahre gesund und glücklich sein und Selbstbeherr-schung lernen wirst. Was Dir zu Deiner Vollkommenheit fehlt — die Zartheit des Wesens, das Maßvolle der Sprache —“

Weiter kam er nicht. „Bin ich Dir etwa nicht fein genug? Bin ich Dir immer noch zu laut?“ unterbrach sie ihn blühenden Auges.

Er bemerkte ihre Gerechtigkeit nicht. „Gehst Du das“, bestätigte er. „Ich glaube, Dir schon oft genug be-tont zu haben, daß Dein lautes Or-gan —“

„Dir mißfällt“, schrieb sie. „Na, Dir kann geholfen werden. Einen Augen-blick.“

Sie ging an's Telephon, blättert

im Fernsprechverzeichnis und ließ sich mit No. 12,2434 verbinden.

„Hier Lotte Gerite!“ rief sie in den Apparat hinein, daß es Richard Wie-gand in den Ohren gelte. „Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie Ihre Absich-ten auf mich immer noch nicht auf-geben haben und gewillt sind, mich zu heiraten. Ja? Sie lieben mich also noch immer? Und mein Organ klingt Ihnen nicht zu laut? Das freut mich, denn ich habe soeben meine Verlobung mit Herrn Wiegand höchstge-ländig aufgehoben. Deshalb, erjähle ich Ihnen noch, Sie wollen gleich her-kommen? Per Auto? Sie können auch den Omnibus nehmen, das geht eben-so schnell und ist billiger. Auf Wie-dersehen.“

Sie wandte sich zu ihrem erstarrten Er-Bräutigam, der nicht wußte, wie ihm geschick, überreichte ihm Ring, Schmutz, Bouquet — und ehe er sich dessen versah, befand sich Richard Wie-gand auf der Straße.

Eine Viertelstunde später lag Lotte Gerite in Oskar's starken Mannesarmen und ließ sich willig küssen.

Der frischgebackene Bräutigam aber flüsterte zärtlich: Mein Liebes, süßes, einziges Fräuleinchen Weckuhr, ich bete Dich an. Meinetwegen sprich so laut, daß die Mauern dieses Hauses einstürzen — mich soll's nicht küm-mern.“

Da leuchteten Lotte's Augen in sel-bigem Glücksgefühl und zum ersten Male in ihrem Leben flüsterte, ja flüsterte sie: „Ich habe Dich lieb.“

Allrömische Jugendzeit.

Während heute christliche Eltern ihr Kind als eine Gabe Gottes ansehen, betrachteten es die Römer nur als ihr eigenes Geschöpf und wurden sich ihrer Verantwortlichkeit nicht bewußt. Daher entstand die grausame Sitte, daß kein mißgefallenes Kind am Leben bleiben durfte, mochte sich die unglück-liche Mutter dagegen auflehnen oder nicht. Und das Zwölfstagesgebot machte diese Sitte zum Gebot. Aber auch gesunde und wohlgestaltete Kinder, namentlich weibliche Wesen, wurden von armen und reichen Leuten getödtet oder, was noch schlimmer war, ausgefetzt — von jenen, weil sie die Keimzelle für das größte Unglück betrachteten, von diesen, weil sie nicht das Erbgut unter zu viele Theilen wollten. Welchem trauri-gen Loos gingen solche armen ausge-fetzten Wesen entgegen! Sklavenar-beit und Prostitution waren die regel-mäßigen Folgen. Eingesperrt wurde diese Unflut von haatlicher Seite erst durch den Kaiser Augustus, wäh-rend es auch zur republikanischen Zeit schon Geschlechter gab, die überhaupt keine Ausgehungen gestatteten. Als ein Verbrechen wurde die Ausgehung erst im vierten Jahrhundert n. Chr. Strafe, aber auch dann noch nicht völ-lig unterlassen. Bekannt ist, wie groß die väterliche Gewalt bei den Römern war: es war ein vollständiges Eigen-thumsrecht. Der Vater konnte jeder-zeit sein Kind verkaufen oder tödten, und dieses Recht blieb bis ins zweite Jahrhundert n. Chr.

Die Geburt eines Kindes, das als lebensfähig anerkannt und behalten wurde, erregte in der engeren wie weite-rer Familie ganz besondere Freude. In älterer Zeit sagte man das Ereigniß durch Boten an, später auch durch die Zeitung, also schon in ähnlicher Form wie heute. Verwandte und be-sonders die Sklaven, die sich die Gunst ihres Herrn zu erhalten wünschten, bielten es für ihre Pflicht, dem kleinen Sprößling Geschenke zu bringen und ihr Gaben an den folgenden Geburts-tagen zu wiederholen, für die armen Sklaven freilich eine empfindliche Strafe.

Für Mutter und Kind sowie für alle, die bei der Geburt beifällig ge-wesen waren, war ein festlicher Reini-gungstag angelegt, der in Rom mit dem Namenstag zusammenfiel — für die Knaben der neunte, für die Mäd-chen der achte Tag nach der Geburt, für die Mädchen wohl deshalb früher, weil man dadurch von vornherein die frühzeitigere weibliche Entwicklung zum Ausdruck bringen wollte. Der Festtag wurde ähnlich dem heutigen Tauffest je nach den Verhältnissen der Familie mit größerem oder gerin-gem Aufwand gefeiert. Der Famili-namenname erbt von Geschlecht zu Ge-schlecht und war für alle gemeinschaft-lich, die demselben Stamme angehör-ten. Die weiblichen Mitglieder der Familien wurden meist ohne Vorna-men nur mit dem Namen der Familie bekannt, wie Julia, Cecilia u. a. m. Wenn zwei Töchter vorhanden waren, so bezeichnete man sie mit maior und minor (die Ältere und die Jüngere), wenn mehrere mit prima, secunda (die erste, die zweite) usw. Die aus-

gebügste Freiheit gestattete man sich in dieser Beziehung seit dem Schluß der Republik, wo Doppelnamen in Ge-brauch kamen und bald nach dem Ge-schlecht des Vaters, bald nach dem der Mutter abgeleitet wurden.

Der Zunamen unterschied die einzel-nen Geschlechter voneinander, nachdem sie mit der Zeit zahlreicher geworden und die einzelnen Zweige selbständiger hervorgetreten waren. Bei der Adop-tion nahm der Adoptirte den Namen des Adoptivvaters an mit einem Zu-namen, der an die frühere Familie er-innerte — so P. Cornelius Scipio Aemilianus, der Sohn des Aemilius Paulus, des Siegers von Pydna. In der Kaiserzeit setzte man oft noch den Namen der Familie der Mutter hinzu, besonders wenn es sich um berühmte Namen handelte, sodas ein und der-selbe in seiner Eitelkeit oft acht und mehr Namen führte. Auffallend ist es, daß in Rom in früherer Zeit keine Geburtslisten geführt wurden, und die Verordnung des Kaisers Marc Aurel in dieser Beziehung hatte nur den Zweck, festzustellen, wer frei oder als Sklave geboren war.

Nach dem heidnischen Aberglaube der alten Zeit war es all-gemein Sitte, daß nach der Geburt eines Kindes Wahrsagerin-nen und Wahrsager ins Haus kamen, um der Mutter das Schicksal ihres Kindes zu deuten. Solche Wahrsage-rien geschahen in der mannigfaltig-sten Art aus dem Flug oder Schrei der Vögel, aus den Eingeweiden der Thiere, aus Loosen u. a. m., später ins-besondere aus den Sternen, sodas es in den letzten Jahrzehnten v. Chr. in Rom wimmelte von Astrologen, meist Ver-trügern, die auf die Harmlosigkeit des Volkes spekulirten. Besonders ach-te man darauf, welches Sternbild des Tierkreises in dem Aemilianer der Geburt aufging, um daraus auf eine glückliche oder unglückliche Zukunft des Kindes Schlüsse zu ziehen. Ander-seits suchte man auch böse Geister, die etwa störend ins Leben des Kindes eingreifen könnten, durch Zaubermit-tel aller Art zu bannen; besonders thaten dies die Amnen durch alle möglichen Mittel, auch durch Bänder, die um den Hals oder die Brust gelegt wurden, oder durch Amulette aus edelm Metall. Bekannt ist die bulla aurea, eine lin-senförmige Kapsel, an einem Hals-band vorn auf der Brust hängend, die vom Vater selbst geschenkt, das ganze Kindesalter hindurch getragen wurde. In diese bulla steckte man häufig ob-skure Amulette hinein, weil man glaubte, daß durch die widerstän-digen Dinge am leichtesten das Unglück fern-gehalten werden könne.

Fast in derselben Weise wie heute spielten die Kinder mit Figuren aller Art, die kleinen Mädchen besonders mit Puppen, die zum Theil aus Wachs, häufiger aus getriebenem Thon herge-stellt waren — die älteren mit Wagen und dem Reif, der durch den Stock vor-wärts getrieben wurde. Das Spiel mit dem Kneisel war ebenso beliebt wie das Ballspiel, dieses auch später noch bei Erwachsenen. Wippreit, Schau-stelzen dienten ebenso zur Belüfti-gung wie das Spielen von Blindfuß, Hochspringen, Reiten auf dem Rücken eines andern u. a. m. Ferner beschäf-tigten sich die Kinder auch damals gern mit den Thieren, besonders mit dem Hunde, wie viele Vasenzeichnungen be-weisen.

Die Hauptforderung für die Erzie-hung vom jüngsten Kindesalter an war die zur Bescheidenheit. Man verlangte von den Knaben, daß sie möglichst wenig herabtraten und bescheiden die Hand in der Toga hielten. Die rö-mische Mutter leitete die ganze An-fangserziehung des Kindes in der sorgsamsten Weise, und bemüht ist die aufopfernde Liebe und strenge Zucht der Cornelia gegen ihre Söhne, den Tiberius und C. Sempronius Grac-cus.

Der Unterricht war in Rom nicht geschlechtlich getrennt. Sitte und Herkommen nöthigten die Eltern, ihre Kinder entsprechend unterrichten zu lassen. Mit dem siebenten Jahre den Unterricht zu beginnen war Regel, ob-wohl zu verschiedenen Zeiten ein frühe-eres Beginn angestrebt wurde. Nach einer Mittheilung des Plautus benutzte man die Morgenstunden zur Gymnastik, den Vormittag zum Lesen und weite-ren Unterricht, jedoch ohne daß jemand an diese Ordnung gebunden war. Ja zur Kaiserzeit begann man mit dem Lesen, und zwar schon sehr früh, widmete sich dann der Gymnastik und nach dem Frühstück dem weite-n Unterricht, aber so, daß auch der freien Bewegung, dem Spaziergehen die nöthige Zeit ge-währt wurde. Der Unterricht in der Gymnastik diente der Gesundheit und suchte Kraft u. Gewandtheit zu erzie-len. Ueber das Tanzen hatten die Römer weit strengere Ansichten als die Griechen. Nach ihrer Meinung war es

überhaupt für einen Mann unschicklich zu tanzen, und selbst bei der Jugend nahmen sie leicht Anstoß daran, insbe-sondere wenn der Tanz irgendwelche Ausgelassenheit zeigte. Sie beschränkten die Gymnastik vorzugsweise auf Waffenübungen, Schwimmen, Reiten und dergleichen mehr, was für die Ausübung des Körpers allein in Frage kam.

Wenn die erste Schule in Rom er-öffnet wurde, ist ungewiß. Bestimmte Schullotale gab es jedenfalls in äl-terer Zeit nicht, besser ausgestattete Räume für Elementarschulen auch später nicht. Eine angesehene Person war der Elementarlehrer nicht, seine Bezahlung gering, sodas freiwillige Gaben oder Festgeschenke dem ar-meligen Leben zu Hilfe kommen mußten. Die Schulgebühren geschah in Rom nur während der acht Monate, in denen die Schule gehalten wurde. Vier Monate hatte der römische Knabe Ferien. Außerdem fiel an den öffent-lichen Festen der Unterricht aus. Ueber die Höhe des Schulgelbes in älterer Zeit wissen wir nichts; erst um 300 v. Chr. setzte der Kaiser Diokletian die bestimmte Höhe fest, nach denen ein Elementarlehrer nicht über 50 Denare (1 Kupferdenar = etwa ein Cent) im Monat für den einzelnen Knaben for-dern durfte. Besser gestellt waren die Sprachlehrer, obwohl man auch von diesen oft Klagen über die dürftige Lage hörte. Nur wenigen war es ver-gönnt, sich ein bedeutendes Honorar zu verdienen.

Der Unterricht wurde mit der größ-ten Strenge betrieben, Schläge nicht gespart, worüber an vielen Stellen der alten Literatur geklagt wird. Ein großer Unterschied gegen heute bestand darin, daß die Kinder angesehener Rö-mer von einem Pädagogen zur Schule begleitet wurden, der ihnen ihre Schul-sachen trug; nur die Kinder ärmerer Leute trugen sie selbst auf dem Arm. Der erste Unterricht umfaßte wie heute das Lesen, Schreiben und Rechnen. Ueber die Methode berichtet ausführlich Quintilian; er warnt vor zu schnellem Lesen und fordert, besonders Gewicht auf eine deutliche Aussprache zu legen. Verse legte man den Les-übungen zugrunde — in älterer Zeit den Libius Andronikus, später Virgil, Horaz, Ovid und andre. Beim Schreiben verlangt er eine gut leserliche und schnelle Handschrift. Stolz auf diese Fertigkeit war der Kaiser Theodosius, dem man deshalb den Na-men „Schön-schreiber“ beilegte. Im Rechenunterricht pfliegte man besonders das Kopfrechnen. Interessant ist es, schon von Quintilian zu hören, es sei besser, die Kinder in der Schule mit arben zusammen als zu Hause durch Privatlehrer unterrichten zu lassen, ein Urtheil, das gewiß auch heute von der Mehrzahl aller Lehrenden getheilt wird.

Das grammatische Studium im Sinne des Alterthums bestand aus dem Studium der Sprache und der Literatur, besonders der Dichter. Aber Quintilian verlangte, daß nicht ein-fach die Dichter, sondern alle Schrift-steller zu berücksichtigen seien; er gibt in einzelnen genaue Anweisungen über diesen Unterricht. Der Musikunter-richt, der in Griechenland eine so große Rolle spielte, trat in Rom völlig zurück. Cornelius Nepos meint sogar, es sei für einen vornehmen Mann nicht schicklich gewesen, Musik zu treiben, eine Ansicht, die sogar noch im dritten Jahrhundert n. Chr. ihre Gültigkeit nicht verloren zu haben schien. Wenigstens erzuhr man vom Kaiser Alexander Severus, der ein besonderer Freund der Musik war, er habe es nicht geduldet, daß Fremde gegen-wärtig waren, wenn er sang und spielte. Auch für den Zeichenunter-richt sowie die damit zusammenhän-gende Malkunst und für die mathema-tischen Wissenschaften bewies der nichi-tere Sinn des Römers, der immer das Nützliche vor Augen hatte, kein ge-nügendes Verständnis.

Während der Knabenzeit trug der junge Römer die purpurverbrämte Toga, aber vor Vollendung des sieb-ten Lebensjahres, mit dem er ver-heiratet wurde, mußte er sie mit der weißen Toga vertauschen. In der Regel war damit eine Feierlichkeit ver-bunden. Von Verwandten und Freunden begleitet, ging der Jüngling über das Forum zum Capitol, opferte dort und wurde in die Tribuslisten als römischer Bürger eingeschrieben. In wohlhabenden Familien nahm die Feier große Formen an, besonders in den Städten der Provinzen, wo meist alles eingelaßen wurde, was Stand und Rang hatte. Es war gute Sitte, daß der junge Römer wenigstens im ersten Jahre nach dieser Feier nicht öf-fentlich auf dem Forum auftrat, über-haupt als tiro zu seiner weiteren Aus-bildung eine mehr beobachtende Rolle

spielte. Er beschäftigte sich während die-ser Zeit mit seinen Genossen am lieb-sten auf dem Marsfelde mit Fahnen und Reiten, Laufen und Springen und sonstigen Turn- und Turnspiel-übungen.

Noch besonders bemerkenswert für die römische Jugend sind die Rheto-renschnulen, die im Anfange des ersten Jahrhunderts v. Chr. in Rom Ein-gang fanden. Anfangs nur für Er-wachsene bestimmt, die sich durch Uebungsreden unter Anleitung tüchtig-er Rhetoren auf eine öffentliche red-nerische Thätigkeit vorbereiteten, wur-den sie allmählich, je wissenschaftlicher sie das ganze Leben gestaltete, für alle gebildeten Kreise ein Bedürfnis; und so gliederte sich mit der Zeit an die Schule der Grammatiker eine solche der Rhetoren, die dann von rö-mischen Jünglingen in vorgerücktem Alter besucht wurden. Die Rede wurde eine Kunst, die nur wenige auszu-üben verstanden. Als Thematika für die Redebübungen wählte man vor-zugsweise Stoffe aus dem wirklichen Leben, um die Jünglinge zum Dienste auf dem Forum vorzubereiten.

Bis in die Kaiserzeit hinein war aller Unterricht in Rom Privatfache. Wir hören wohl von dem Diktator Julius Cäsar, daß er Lehrer der Wis-senschaft nach Rom zog und sie durch das römische Bürgerrecht ehrte, ebenso vom Kaiser Augustus, daß er sie reich-lich beschenkte — aber von einer Staatsunterstützung erfahren wir erst etwas unter Vespasian und besonders unter Hadrian, der ihnen Ehre und Reichthum und ein eigenes Heim gab, das später wahrscheinlich die berühmte Hochschule Roms wurde. In ähnlicher Weise behandelte sie Antoninus Pius — aber erst unter Mark Aurel hören wir von festem Gehalt, das für diesen oder jenen höhern Lehrer bestimmt wurde. Allseitig sorgte erst Alexander Severus, der auch der ärmern Bevöl-kerung den Besuch der höhern Schulen ermöglichte. Je mehr sich das Reich der Schulen annahm, um so strenger wurde die Aufsicht. Nach einer Ver-ordnung unter Valentinian dem Er-sten durften nur fleißige und sittsame Jünglinge in Rom studiren. Aus-wärtige, die sich unwürdig benahmten, wurden ausgewiesen, nachdem sie aufs härteste bestraft worden waren. Alle Studierenden mußten dem Kaiser in einer jährlich einzureichenden Liste namhaft gemacht werden — die fleißi-gen und zuverlässigen besonders be-zichnet, damit er sich seine spätern Be-amten daraus aussuchen konnte. Das Ganze diente immer mehr den Zwecken des Kaiserreichs als der oeffentlichen Ent-wicklung des einzelnen Bürgers. In ähnlicher Form wurden auch die Leh-renden kontrollirt und durch Verord-nungen beschränkt. Die Freiheit der Wissenschaft ging allmählich verloren, und so kam es, daß sich die ins Mit-telalter überkommene allgemeine Bil-dung auf einer ziemlich tiefen Stufe befand.

Der Dualhäuptling mit Monotel.
Man schreibt aus Breslau: „Welch-mächtigen Fortschritt die europäische Kultur“ auch in den deutschen Kolonien unter den dortigen Eingeborenen macht, sieht man auf's Neue aus einem Briefe, den der Häuptling W. Duala Ngongi in Bouadiboung (Westafrika) an die Breslauer Juwelier-Firma Ernst Vogt gerichtet hat, und welcher folgenden Wortlaut hat:
„Duala, Bouadiboung, den 5. August 1908.
Möchte ich gerne die beiden Vor-gaben Glas mittel haben, nicht ganz groß. Die Sache möchte ich mit Nächstgelegenen kriegen, wenn Sie mein Brief bekommen haben.
Hochachtungsvoll.
Adresse ist W. Duala Ngongi, Häuptling, Bouadiboung, Duala.“
Es handelt sich bei dieser Bestellung laut beiliegenden Ausschnitt aus der Preisliste um zwei Monotel und eine dazu gehörige Schnur, deren Beitrag gleichzeitig im Voraus eingeschickt wurde. Vermuthlich hat der biedere Dualahäuptling einmal unter den deutschen Schutztruppen = Offizieren einen Monotelträger gesehen, dessen „Scherbe“ ihm so tollschön imponirt hat, daß er sich gleich zwei Exemplare dieses „landesgemäßen Toilettenre-quisits“ teuzulegen beschloß.

Anerkennung.
Hausfrau, die einem Bettler etwas zu essen gab: „Na, hat's geschmeckt?“ Bettler: „Aber wirklich ganz fa-mos, was haben Sie denn morgen?“
Stimmt.

Mutter (zum Sohne): „Aber, lie-ber Karl, in diesem Zustande kommst du nach Hause, wie siehst du aus?“ Karl: „Ja, liebe Mutter, kneip' du mal so wie ich, dann wollen wir mal sehen, wie dein Zustand ausseht.“